

J. L. Suhr

REMBRANDT TO GO

*Für meine Großeltern,
denen ich versprochen habe, dass unser Name nicht in
Vergessenheit gerät.*

J. L. Suhr

Rembrandt

To Go





© 2024 J. L. Suhr

Umschlag, Illustration: J. L. Suhr

Cover-Foto: istockphoto / Booblgum / 1276365606

Titelschrift: pinterest / 524528687829422689

Website: somepagesleft.com

Instagram: @some_pages_left

Druck und Distribution im Auftrag der Autorin:
tredition GmbH, Abteilung »Impressumservice«,
Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland

ISBN

Paperback 978-3-384-08414-9

Hardcover 978-3-384-08415-6

e-Book 978-3-384-08416-3

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist die Autorin verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne ihre Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Autorin, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung »Impressumservice«, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland.

Vorwort

Die vier Überfälle auf die Dulwich Picture Gallery in London während des 20. Jahrhunderts sind tatsächlich geschehen. Weder Scotland Yard noch andere Behörden konnten sie jemals aufklären. Bis heute ranken sich verschiedene Mythen um den sogenannten Takeaway-Rembrandt.

Prolog

Fünfzehn Jahre zuvor

Christopher Brickstone stürzte aus dem Autopsiesaal. Es war Nacht, dunkle, kühle und schwarze Nacht. Die Neonröhren des Leichenschauhauses glommen noch leicht weiß, die Nachwirkungen seines Fehlers, als er kurz zuvor aus Versehen den Lichtschalter betätigt hatte.

Er hätte sich wohl keinen blöderen Zeitpunkt ausdenken können, um allein in ein steriles und hochgesichertes Gebäude einzubrechen, das neben allerhand gefährlichen Instrumenten auch noch mehrere Dutzend Tote beherbergte. Mit seinen fünfzehn Jahren zitterten Christopher sämtliche Muskeln am Körper – und das nicht nur wegen der Kälte, die in den Gängen herrschte.

Er hätte niemals hierherkommen sollen. Aber die Frage, die in seinem Kopf lauerte, seit der Mann mit dem schlichten Anzug seiner Mutter die schockierende Nachricht überbrachte, ließ ihn nicht mehr schlafen.

Es tut mir leid, Mrs. Brickstone, aber ich muss Ihnen leider mitteilen, dass Ihr Vater vor wenigen Stunden verstorben ist. Mein herzliches Beileid.

Die Worte waren so leer wie Christophers Herz, als er den fremden Mann in der Haustür anstarrte. Auch die Beerdigung vor drei Tagen war seltsam farblos an ihm vorbei gegangen, als hätte er sich in einem Traumzustand befunden.

Es war kalt gewesen und ein seltsam klarer Geruch hatte in der Luft gelegen. Christopher und seine Angehörigen hatten vor dem dunklen, erdigen Loch verharrt, in das mit ruckelnder Langsamkeit der Sarg hinabgelassen wurde. Die Menschen hatten eng beieinander gestanden, die Hände um die Ellbogenbeuge des Nachbarn geklammert und stumm auf die letzte Ruhestätte eines Mannes hinabgeblickt, der eigentlich noch nicht hätte gehen dürfen. Über dem gerahmten Bild des weißhaarigen Mannes mit dem gestutzten Bart und den tiefgründigen Augen hatten sich ein paar Tautropfen gebildet. Vielleicht hatte es auch geregnet. Christopher wusste es nicht mehr. Durch den Tränenschleier seiner Augen und seinen merkwürdig empfindungslosen Körper war die Realität an ihm vorbei geschwommen. Dafür war er sich dessen, was er im Moment tat, umso sicherer.

Christophers Hände zitterten ein wenig, während er sich durch den Autopsiesaal und zurück in den langen Hauptgang zwängte. Das Leichenschauhaus war riesig; wie ein Krankenhaus, nur, dass für die hier gelagerten Patienten jede Hilfe zu spät kam. Die Neonröhren flackerten leicht. Leise, so leise wie er konnte, ließ er die schwere Stahltür zurück ins Schloss schnappen. Es war nicht einfach gewesen, den »Büroraum« mit den Akten und Unterlagen innerhalb des gewaltigen Gebäudes zu finden. Mehr als einmal war Christopher in einen der leeren Fliesenräume gestolpert, in dessen Mitte nur ein sauberer Tisch aus rostfreiem Edelstahl und im Hintergrund ordentlich verschlossene Kühlfächer standen. Im Licht der Taschenlampe hatte alles noch viel eindringlicher gewirkt. Beinahe war er erleichtert, dass sich der Sarg seines Großvaters bereits unter der Erde befand. Er hätte es wohl nicht ertragen, den alten hageren Mann in seiner Starre auf der Bahre liegen zu sehen.

Mit pochendem Herzen leuchtete Christopher den feinen Lichtstrahl auf das handausgefüllte Formular, das er den Akten entwendet hatte.

Edmund Brickstone, männlich, 66

Zeitpunkt des Todes: 04.05.2004, ca. 5 p.m.

Diagnose: Tod durch Ersticken, verursacht durch 800 mg/l Pentobarbital

Christopher musste nicht weiterlesen, um zu wissen, was dort noch alles stand. Der emotionslose Mann von der Gerichtsmedizin hatte ihm und seiner Familie alles ausführlich erklärt. Pentobarbital war ein Schlafmittel, das in hoher Dosierung zum Tode führen konnte und deswegen in der Tiermedizin üblicherweise zum Einschläfern von kranken und alten Tieren verwendet wurde. Es war auf Rezept erhältlich, viele Jahre lang auch für den Menschen. Nach häufigen Missbrauchsfällen und wegen des hohen Vergiftungsrisikos wurde das Mittel jedoch als Einschlafhilfe verboten.

Im Blut seines Großvaters hatte man eine beträchtliche Menge des Stoffes gefunden, mehr als das Doppelte der zulässigen Menge. Laut Gerichtsmedizin hatte sich der alte Mann diese selbst injiziert. Die Dosis hatte dann eine Lähmung des Atemzentrums ausgelöst, infolgedessen Edmund Brickstone langsam erstickt war.

Selbstmord.

Das Wort war so unfassbar und absurd, dass Christopher es nie ausgesprochen hatte. Sein Großvater hätte das nie getan – das wussten sie alle. Dennoch fragte niemand nach, nicht einmal seine eigene Familie.

Man hatte außerdem ausgelassen, ihnen zu erzählen, an welcher Stelle Edmund sich das Gift injiziert hatte: Nämlich auf der hinteren rechten Schulter, nahe dem Nacken, wo einer von zwei dicken Adersträngen vom Hals bis zur Wirbelsäule floss.

Christopher war zwar erst fünfzehn, aber wenn er sich mittels Injektion umbringen wollte, dann würde er sicher eine bequemere Stelle wählen – wie etwa den Unterarm, die Innenseite des Oberschenkels oder die Halsschlagader.

Sein über sechzigjähriger Großvater dagegen musste sich schier verrenkt haben, um sich die Spritze in die hintere Schulter zu rammen.

Im Licht der Taschenlampe blätterte Christopher weiter in dem Hefter mit den Autopsiedaten. Es gab mehrere Schriftstücke, aber auch Bilder. Christopher versuchte, das aufsteigende Würgegefühl zu unterdrücken, ebenso die Tränen, während er die Fotos durchblätterte. Sie kamen ihm auf abstoßende Weise vertraut vor: Hände, Füße, Rumpf, Arme, Schultern. Als ihm ein bärtiges, eingefallenes Gesicht entgegenblickte, schloss er schnell die Augen. Mit einem großen Ruck klappte er mehrere Fotos beiseite. Schließlich wurde er fündig.

Da war es, das Einstichloch.

Jene winzige Stelle, an der sich Edmund angeblich eine Spritze injiziert haben sollte. Es war ein kleiner Fleck aus geronnenem Blut, schwarz wie ein Tintenklecks. Unmittelbar neben der Wunde klebten zwei weitere Tropfen, als hätte jemand die Spritze unvorsichtig und in großer Hast wieder herausgezogen. Aber anders als bei einer Injektionsnadel war die Einstichstelle nicht rund.

Sie war länglich.

Vor Christophers geistigem Auge blitzten Bilder auf: Er und sein Großvater im Garten, lachend und mit hölzernen Blasrohren in der Hand, sie schossen abwechselnd auf Pfähle, Blätter und Tontöpfe. Die Szene wechselte, und es erschien ein Frosch, erstarrt und stumm, während inmitten seines kleinen Körpers ein tiefer Pfeil steckte. Dann die sich überschlagende Stimme seines Großvaters, der das Geschoss fassungslos wieder herauszog. Die Wunde, die in der zarten Haut des leblosen Tieres geklafft hatte, sah jener auf den Autopsiefotos erschreckend ähnlich.

Wie die eines kleinen Pfeils, der mit hoher Geschwindigkeit in die Haut eindrang.

Und den hatte sich sein Großvater ganz bestimmt nicht selbst in den Nacken geschossen.

Teil I

*»Wenn du etwas planst, das niemand wissen soll,
dann plane zweifach; einmal für die Unwissenden ...
und einmal für die Wissenden.«*

1. Kapitel

London, 3. Oktober 2019

Sergeant Merylin Huff saß mit zerfurchter Miene am Schreibtisch.

Vor ihr türmte sich ein gewaltiger Stapel Papiere auf, blütenweiß und so hoch, dass sie gerade noch darüber hinweg schauen konnte. Mit übereinander gekreuzten Armen stützte sie sich auf die Holztischkante und blickte hilflos auf das aufgeschlagene Papier vor sich.

Wie konnte man denn so blöd sein und sich sieben Mal das Fahrrad klauen lassen?

Es war noch früh am Nachmittag, gerade einmal vierzehn Uhr. Merylin hatte vor fünf Stunden angefangen zu arbeiten. Es kam ihr allerdings bereits wie eine Ewigkeit vor, die sie an ihrem Schreibtisch saß und über nicht gelösten Fällen brütete.

Ein Mann in Farringdon macht wie gewohnt sein Bike an einem Metallständer in seinem Garten fest: Er schlingt eine Kette darum, schließt das Schloss ab und begibt sich in sein Haus. Einen Tag später fällt ihm dann auf, dass es verschwunden ist.

Mal wieder. Zum Siebten Mal.

Merylin beugte sich über das Papier, so dicht, dass sie beinahe das Gedruckte mit ihrer gebogenen Nasenspitze berührte. Sie suchte nach einer Auffälligkeit, nach etwas Brauchbarem, das die seltsame Menge an Diebstählen erklären konnte. Es war nicht das erste Mal,

dass sie den Namen des Mannes las. Erst vor wenigen Monaten hatte sie einen ähnlichen Fall bearbeitet, bei dem ihm an exakt der gleichen Stelle ein Fahrrad abhandengekommen war. So langsam glaubte sie nicht mehr an Zufälle.

Dabei war es nicht ungewöhnlich, dass in der City of London ab und an mal etwas entwendet wurde. Schließlich bot die Stadt mit seiner kulturellen und wirtschaftlichen Vielfalt den idealen Schauspielplatz für unzählige Verbrechen. Überall gab es Museen, Banken, Theater, teure Läden – das reinste Sammelbecken für gierige Gesetzesbrecher. Man musste nur einem der gutbetuchten Anzugträger vom gläsernen Tower bis zum Restaurant folgen, und es ergaben sich bestimmt etliche Chancen ihm das Portemonnaie aus der Tasche zu klauen. Da halfen auch die schwarzgekleideten Polizisten nicht viel, die mit ihren aufgetürmten Fellmützen an jeder zweiten Straßenecke standen.

Vielelleicht hatte ja jemand eine Rechnung mit dem Mann offen oder erlaubte sich einen Scherz?

Erneut überflog Merylin den Bericht, aber nichts deutete darauf hin, dass der Bestohlene Probleme mit seinen Nachbarn oder Bekannten hatte. Es gab keine Vorstrafen, keine sonstigen Meldungen. Nur die Fahrräder, auf die er offenbar nicht besonders gut aufpassen konnte.

Und mit so etwas muss ich mich am frühen Morgen herumschlagen.

Seufzend fuhr sich Merylin mit den Fingern durch das leicht ergraute Haar. Seit sie vor wenigen Monaten zur City of London Police (CLP) in der Wood Street gewechselt war, fühlte sie sich um mehrere Jahre gealtert. Ihre Augen schmerzten, ihre Beine waren müde und ihr Kopf dröhnte. Tatsächlich war sie mit ihren siebenundfünfzig Jahren nicht mehr die jüngste, doch mit ihrer kleinen kräftigen Figur und dem wachen Blick strahlte sie eine Tatkraft aus, die mancher Zwanzigjähriger nicht hatte. Hinzu kamen wilde Locken, die ihr in honigblonden Kringeln zu allen Seiten standen. Inzwischen hingen sie jedoch nur noch kraftlos und spröde herunter. Es schien,

als hätte sich nicht nur ihr Zuständigkeitsbereich, sondern auch ihr Horizont verkleinert.

Dabei hätte man meinen können, dass bei der CLP alles besser war.

Denn wie der Name schon sagte, beschäftigte sich die City Police lediglich mit der »City« von London. Ihr Einsatzgebiet war winzig – gerade einmal drei Quadratkilometer groß. Als modernes Pendant der früheren Stadtwache erstreckte sie sich von der westlichen Temple Church zum Barbican Centre; im Osten wurde es von den Tower Hamlets und im Süden von der Themse begrenzt. Daher galt sie auch als kleinste, städtische Behörde in ganz England. Nur wenige Polizisten gelangten an einen Posten in einer der drei Polizeiwachen. Und wer doch einen bekam, der konnte sich glücklich schätzen, in der kulturell vielfältigen und angesehenen City ermitteln zu dürfen.

Merylin seufzte erneut.

Der Stapel auf ihrem Schreibtisch schien seit zwei Wochen nicht kleiner geworden zu sein. Als leitender Sergeant des Special Support Directorate war es ihre Aufgabe sämtliche Fälle zu überprüfen, bevor sie mit dem Wagen ins Archiv gelangten. Es war eine langwierige, zeitintensive Arbeit. Nach Tagen wie heute fragte sie sich immer häufiger, ob der Wechsel zur CLP wirklich die beste Wahl gewesen war.

Sie schloss die hellgraue Mappe und stand auf, um sie zusammen mit dem Stapel ähnlicher Fälle ins Büro ihres Kollegen Frank Hall zu bringen. Sollte der sich doch mit dem alten Lügner herumschlagen, der zu blöd war, seine Fahrräder ordnungsgemäß anzuschließen.

Mit einem Arm griff sie die Unterlagen, mit dem anderen hielt sie die breite Tür ihres Büros auf. Sofort kam ihr ein Schwall lauter Stimmen entgegen. Im Großraumbüro des Special Support Directorate herrschte mal wieder das reinste Chaos: Zwischen eng aneinander gewürfelten Schreibtischen glitten Drehstühle mit gehetzten drein-

blickenden Gesichtern umher, überall blinkten Monitore, Telefone klingelten im Sekundentakt. Mehr als zwanzig Officer teilten sich den Raum. Sie gingen geschäftig ihrer Arbeit nach, während zwischen den Ablagestapeln und Computerkabeln übereifrig Sekretäinnen umherwuselten. Merylin hätte sich nicht gewundert, wenn von irgendwoher noch ein Papierflieger gesegelt gekommen wäre.

»Inspector Huff?«, rief eine Stimme aus der hinteren Ecke des Raums, kaum, dass sie eingetreten war. »Hätten Sie kurz Zeit?«

Sie gehörte zu Peter Lilwood, einem der ganz neuen Officer in Merylins Abteilung. Sein aschblonder Kopf kam hinter einer Trennwand zum Vorschein, gefolgt von einer schmalen Gestalt, die in einem viel zu großen Hemd steckte. Bei seinem Anblick musste Merylin immer unweigerlich lächeln. Sowohl seine aufrechte Haltung als auch der konzentrierte Blick erinnerten sie an den Eifer, mit dem sie selbst vor fünfunddreißig Jahren ihr erstes Dienstjahr absolvierte.

»Sergeant, lieber Peter, nur Sergeant«, sagte sie und machte einen gemächlichen Schritt auf ihn zu. »Für alles andere fehlt mir das richtige Schulterabzeichen.«

Sie erntete einen ehrfurchtsvollen Blick. »Aber jeder hier weiß doch, wer Sie einmal waren, Ma'am.«

Die Gespräche wurden leiser, als auch die übrigen Officer Merylins Anwesenheit bemerkten. Sie nickten ihr in einem Anflug von Scheu zu, einige hielten sogar respektvoll die Hand an die Stirn. Auch wenn Merylin noch nicht lange hier war, schien sich die Geschichte schnell herumgesprochen zu haben: von der berühmten Kunstdiebjägerin, die mehr als dreißig Jahre bei Scotland Yard gewesen war und nun ganz überraschend ihren Job an den Nagel gehängt hatte. Man erzählte Gerüchte über sie; Gerüchte, über ihren plötzlichen Abgang und die Gründe, die sie wohl zum Gehen bewegt hatten. *Das ist sie*, hörte sie die jungen Officer einmal auf dem Gang tuscheln. *Die berühmte Inspektorin. Sie soll mehr als eintausend Fälle pro Jahr aufgeklärt haben.* Das war natürlich maßlos übertrieben.

Niemand schaffte so viel, nicht einmal mit siebenundfünfzig Jahren Lebenserfahrung. Dennoch registrierte sie mit etwas Stolz, wie einige der Anwesenden einen Blick auf ihre Uniform warfen, an deren Schulter drei V-förmige Streifen prangten, die sich zu einem nach unten zeigendem Pfeil vereinten.

»Nun, das ist wirklich schön zu hören, Peter. Aber wie Sie bereits richtig sagten: Es *war* einmal.« Sie hob ihre Stimme ein wenig und drehte sich in die Mitte des Raumes, damit alle sie hören konnten. »Ich weiß, dass seit meiner Ankunft viel über mich erzählt wird. Und ich freue mich auch über Ihre Wertschätzung – wirklich. Aber jetzt würde ich es angemessen finden, wenn Sie mich mit meinem aktuellen Rang ansprechen.«

»In Ordnung, Sergeant.«

Officer Lilwood neigte das helle Haupt. Eingängiges Gemurmel erfüllte den Raum. Merylin sah, wie der ein oder andere Officer ihrem Blick auswich.

Nicht aber Taylor Miller. Er war der Sohn des Abteilungsleiters und saß nur eine Armlänge von ihr entfernt. Mit seinem selbstbewussten Grinsen und der unverblümten Art sah er ihr direkt in die Augen.

»Ach, kommen Sie«, sprach er, »Sie müssen sich nicht für Ihre Vergangenheit schämen. Wenn Sie wollen, können Sie sich doch einfach ein neues Abzeichen draufkleben.« Er grinste noch breiter und klopfte dann Peter Lilwood neben sich zärtlich auf die Schulter. »Ich bin sicher, unser Peter hier kann ganz toll nähen.«

Der Angesprochene schob ihn unsanft zur Seite. »Geh dich selbst anfassen, Taylor.«

Verhaltenes Lachen erklang.

Es war nicht das erste Mal, dass sich die beiden zankten. Seit ihrem Dienstantritt gab es einen öffentlichen Kampf zwischen den beiden: Lilwood, dem Vorbildlichen, und Miller, dem Vorlauten, der sich Gerüchten nach nur im Amtsstuhl hielt, weil sein Vater die Finger im Spiel hatte.

Insbesondere Miller schien jedoch Gefallen an seiner Rolle gefunden zu haben. Gerade setzte er zum nächsten Zug an.

»He, Huff«, rief er beherzt, »Wissen Sie was?« Er tat so, als überlege er, und blickte gespielt an seiner breiten Brust herunter. »Wenn Sie wollen, können Sie einfach mein Abzeichen haben. Ich schenke es Ihnen.«

Er hielt einen orangefarbenen Button hoch, auf dessen runder Fläche ein grün-roter Kreis leuchtete. In einer geschwungenen Schrift waren darauf mehrere arabische Zeichen abgebildet: etwas, das aussah wie eine Dreißig und daneben ein offenbar orientalischer Name. Während Merylin noch versuchte die Worte zu entziffern, begann der dunkelblonde Mann bereits zu feixen und ergänzte: »Für dreißig Pfund die Woche können Sie Kunde des Monats bei Mr. Falafel werden.«

Wieder lachten die Umstehenden, diesmal etwas lauter.

Merylin lächelte nur bedacht. Sie kannte diese Art von Mann: aufmüpfig, aber harmlos. Dass er sie nur beim Nachnamen genannt hatte, ignorierte sie geflissentlich.

»Es freut mich für Sie, Officer Miller, dass Sie Ihr Geld sinnvoll in einen solch wertvollen Titel investieren«, sagte sie in verständnisvollem Ton. »Vielleicht sollten Sie mal über eine ernsthafte Umschaltung nachdenken.«

Miller blickte sie misstrauisch an. »Was denn für eine Umschaltung?«

»Für den mit der größten Klappe!«, entgegnete Lilwood. Dann breitete sich auf seinem Gesicht ein triumphierender Ausdruck aus, als sein Gegenüber sichtlich sprachlos reagierte. »Oder für den mit dem dümmsten Gesicht.«

Diesmal war das Lachen allumfassend und im gesamten Großräumbüro zu vernehmen. Miller klappte verärgert den Mund auf und zu. Es war offensichtlich, dass er das Battle verloren hatte.

»Jaja«, sagte er. »lacht nur. Irgendwann zeig ich's euch allen.«

Aber die anderen Officer wandten sich bereits zurück an ihren Schreibtisch. Nach einer Weile blieb Miller nichts anderes übrig als es ihnen mit zerknautschter Miene gleichzutun.

Nachdenklich drehte Merylin ihren Kopf zu Lilwood, der nach wie vor auf ihre Aufmerksamkeit wartete. »Nun dann: Was gibt's denn so Dringendes, Peter?«

Der junge Mann richtete sich in seinem Drehstuhl auf. »Es gab einen Anruf für Sie, Sergeant. Ein gewisser Chief Inspector Robert Horley von der Arts and Antiques Unit möchte Sie sprechen.«

»Wer?«

»Chief Inspector Horley, Ma'am.«

Merylin spürte, wie innerhalb von Sekunden sämtliches Blut in ihren Adern gefror. Ihr Lächeln verblasste und das angenehme Hochgefühl, das sie soeben noch verspürt hatte, verschwand.

Robert.

Eigentlich hätte der Name in ihr Freude auslösen müssen. Schließlich hatte sie mit diesem Mann mehr als ihr halbes Leben verbracht. Als erfolgreicher Inspector war er mehr als drei Jahrzehnte lang ihr Mentor gewesen; ihr einziger Partner in Scotland Yard, mit dem sie Tag und Nacht an unzähligen Fällen gesessen hatte. Sie hatten gemeinsam gerätselt, gemeinsam geweint, gestritten und gejubelt. Auch wenn es nicht immer einfach gewesen war, war er stets an ihrer Seite geblieben. Er war, wie man so schön sagte, eine treue Seele. Und zum Ende hin – nach fünfunddreißig Jahren gemeinsamer Arbeit – ihr engster Freund. Es gab wohl kaum einen Menschen, der sie besser kannte.

Wenn da nur nicht das Problem gewesen wäre, dass sie ihn gebeten hatte, sie nie mehr wieder anzurufen.

»Ma'am?«, fragte Lilwood vorsichtig. »Was genau soll ich denn jetzt mit dem Anrufer in der Leitung tun?«

»In der Leitung, sagen Sie?«

»Ja. Der Chief Inspector ist bereits seit einiger Zeit in der Warteschleife. Er wartet nur auf Ihre Verfügbarkeit.«

Ihr rutschte das Herz noch etwas weiter in die Hose. *Dann ist es also wirklich wichtig.*

»Okay. Geben Sie mir eine Sekunde.«

Mit leicht klopfendem Herzen wandte sie sich von Lilwood ab und lief zurück in ihr Büro, immer noch die Unterlagen über die Fahrraddiebstähle in der Hand. Sie schienen mit einem Mal wahnsinnig unwichtig geworden, noch unwichtiger als zuvor. Mit einer lieblosen Geste warf sie die Akten auf ein flaches Regal. Dann ließ sie sich tief einatmend auf den Schreibtischstuhl fallen.

Ein warmer Wind wehte, sachte, wie bei einem Atemzug. Er brachte den Geruch nach Tod und Schweiß mit sich. Merylin sah sich selbst um einen Häusereingang laufen, zitternd und mit bleichem Gesicht, während sich ihr Magen unangenehm verkrampfte. Sie kämpfte gegen die Bilder an, die sie gerade gesehen hatte: die Trage, das blutdurchtränkte Laken, das blaue Gesicht mit den leeren Augen. Übelkeit kam über sie, gefolgt von Scham ... Scham, die sie so sehr niederdrückte, als hätte sich der Himmel höchstpersönlich auf sie herabgesenkt. Sie ging in die Knie.

»Atme, Huffie«, sagte eine nahe Stimme, »du musst atmen.«

Merylin schüttelte sich, während sie versuchte, die Erinnerung wegzuschieben. Ihr letzter Fall war schon ein Jahr her, doch er war ihr noch so klar im Gedächtnis als wäre es gestern. Und wahrscheinlich würde das für immer so bleiben. Unter Polizisten sagte man, der Tod ließ den Verantwortlichen erst in Frieden, bis auch dieser bei ihm bezahlt hatte.

Sie griff nach dem Hörer.

»Police Sergeant Huff, City Police of London. Was kann ich für Sie tun?«

Die Floskel war lächerlich, das war ihr bewusst. Dennoch kam Merylin nicht umhin, sie von sich zu geben. Ihre Nervosität raubte ihr den Verstand und sie versuchte sich zu beruhigen. Es dauerte ein paar Sekunden, in denen es rauschte. Dann erklang eine tiefe, vertraute Stimme.